

dem Kirchenbild; der einzelne lebt aus den gleichen Prinzipien wie die ganze Kirche. Er ist durch die Bruderliebe, die aus dem Christus praesens lebt, auf die Kirche hingeeordnet. Die johanneische Kirche hat sichtbare Strukturen: die „Jünger“ (Brüder), die Sakramente, den Hirten, aber sie sind auf ein Minimum reduziert. Das Entscheidende ist Christus, die Konzentration auf ihn, der Paraklet, die Liebe. So kann die Kirche „religiös“ gesehen werden. So wird das Schlagwort überwunden: Christus ja, Kirche nein! Die Kirche des 20. Jahrhunderts braucht andere Strukturen als die johanneische Kirche; aber auch sie muß darauf bedacht sein, daß sie für Christus transparent bleibt.

DIETMAR KAINDLSTORFER

Sprache und Rede in Liturgie und Predigt

Vorbemerkung

Die durch die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums eingeführte Verwendung der Nationalsprache im Gottesdienst hat die dareingesetzten Hoffnungen auf eine Belebung der Liturgie nur beschränkt erfüllt, dafür aber umso mehr die vielfachen Schwierigkeiten der Rede im Bereich der Liturgie deutlich werden lassen. Einige dieser Schwierigkeiten aufzuzeigen und zu analysieren soll hier versucht werden; die Absicht, damit einer Verbesserung des Zustandes zu dienen, versteht sich von selbst. Wenn dabei praktische Aspekte die theologischen überwiegen, so mag dies in einer praktischen Quartalschrift angehen, der Grund dafür liegt allerdings schlicht darin, daß der Verfasser Sprech- und Sprachlehrer ist und seine Beobachtungen nicht nach theologischen, sondern sprachlichen Gesichtspunkten ausgerichtet hat.

Wenn hier von *Liturgie* geredet wird, so ist damit vor allem an den üblichen Sonntagsgottesdienst in einer Pfarrkirche gedacht. Der Leser möge sich an einem solcherart beschränkten Gebrauch des Begriffs nicht stoßen. Weiters möge der Begriff *Sprache* nicht zu eng gefaßt werden. Sprache als menschliches und zwischenmenschliches Phänomen ist mehr als Rechtschreibung, Wortwahl, schöne Aussprache und Grammatik; das Ereignis der Sprache und des Sprechens ist immer auch im Zusammenhang mit gruppendynamischen und lernpsychologischen Prinzipien und solchen der Kommunikation und Informatik zu sehen. Zudem beinhaltet jeder sprachliche Akt auch eine höchst wirksame transverbale Komponente, die allerdings den streng wissenschaftlichen Bereich übersteigt, da sie mehr geahnt als beschrieben werden kann.

Schließlich ist zu bedenken: über das *Reden* zu *schreiben* ist paradox; ein Schriftbild kann nie ein Klangbild ersetzen. Der Unterschied zwischen beiden ist wenigstens so groß wie der zwischen dem Lesen einer Partitur und dem Anhören einer konzertanten Aufführung eines Musikstückes.

Das veränderte Verhältnis des Menschen zur Sprache

Wenn eingangs ein Sprachelend in der Liturgie angedeutet wurde, so mag der Schluß naheliegen, früher, d. h. zu Zeiten der lateinischen Liturgie, habe es mit der Sprache keinerlei Komplikationen auf sich gehabt. Das ist natürlich unrichtig, doch waren die sprachlichen Unzukömmlichkeiten dem Gottesdienstbesucher nicht so direkt bewußt wie heute. Die *gläubige Gemeinde* war mit Rosenkranzgebet, Privatlektüre aus einem Gebetbuch, Gemeindegesang oder stiller Meditation beschäftigt, während der *Zelebrant*¹

¹ Der gegenwärtigen Unsicherheit im Sprachgebrauch folgend, werden für diesen früher üblichen Terminus hier *Pfarrer*, *Priester*, *Leiter der Gottesdienstgemeinde*, *Vorsteher der Gemeinde* u. ä. gebraucht.

stumm oder murmelnd *die Messe las*; und auch wenn er sie laut las, änderte das nicht viel, denn der lateinische Text war der Gemeinde unverständlich. Die in *Hochämtern* vom Priester gesungenen lateinischen Partien wirkten nicht von der Sprache her, sondern von der Melodie. Grob ausgedrückt, gab es also in der lateinischen Meßliturgie (wenn man von der sonntäglichen Predigt absieht) keine Kommunikationsprobleme, weil es keine oder nur sehr spärliche Kommunikation zwischen Priester und Gemeinde gab. Im Rückblick ist es erstaunlich, daß sich diese Meßform so lange und so solide gehalten hat und von den Menschen als durchaus sinnvoll erfahren wurde.

Mit der Einführung der Landessprache in die Liturgie haben sich die Umstände geändert. Der Priester ist sprachlich auf die Gemeinde mit einer vordem nicht gekannten Unmittelbarkeit verwiesen, und umgekehrt ist der Erwartungshorizont hinsichtlich der *sprachlichen Leistung* des Priesters in der Gemeinde wesentlich größer geworden, seit die Texte in einer verständlichen Sprache vorgetragen werden. Dazu kommt als weitere Erschwernis, daß die im allgemeinen nüchterne Raumgestaltung der neuen oder erneuerten Kirche keine optischen Ablenkungen mehr bietet (Wandbilder, Deckengemälde, Statuen, Schnitzereien, ornamentale Strukturen, schmiedeeiserne Gitter, Glasfenster usw.) und daß ein bedauerlicher Rückzug der Musik aus dem Gottesdienst zu verzeichnen ist, für den die musikalische Geschmacksänderung der Jugend nur ein Grund unter vielen ist.

Bedingt durch diese Veränderungen kommt nun der Sprache ein Übergewicht gerade zu einer Zeit zu, wo die Sprache selbst in der Krise einer Inflation sich befindet und (wie alles Inflationäre) viel von ihrer Kraft eingebüßt hat. Man bedenke nur, wie der Wortschatz durch Neubildungen und durch importierte Fremdwörter von Tag zu Tag ins nahezu Unermeßliche und Unbewältigbare wächst und wie dabei der Anteil des einzelnen an der Sprache immer geringer wird, so daß er immer weniger zu behaupten wagt, er *beherrsche* eine Sprache. Man bedenke weiter, wie der Anteil des vom einzelnen täglich Gesprochenen und Gehörten bestürzend steigt, weil die verdichteten Siedlungs- und Arbeitsverhältnisse, das Telephon und andere leicht bedienbare Kommunikationseinrichtungen und natürlich die Massenmedien sowie eine gewaltig sich ausweitende Buchproduktion den Wortverbrauch und Wortverschleiß durch Sprech- und Hörzwang zu einem beängstigenden Punkt gebracht haben.

Es entsteht also im einzelnen eine ihn zermürbende Diskrepanz zwischen seinem sprachlichen Vermögen und der ihm dauernd abverlangten sprachlichen Leistung, und es überrascht daher nicht, daß in der letzten Zeit mit einer geradezu symptomatischen Häufigkeit Hugo von Hofmannsthal's *Brief des Lord Chandos*, bereits um die Jahrhundertwende geschrieben, wieder und wieder zitiert wird, ja sogar in manche Lesebücher höherer Schulen Eingang gefunden hat. Darin beschreibt ein junger Mann, wie ihm die Fähigkeit abhanden gekommen ist, „über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen . . . Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte „Geist“, „Seele“ oder „Körper“ nur auszusprechen . . . die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze“². Der sichere Umgang mit abstrakten Begriffen fällt auch uns immer schwerer, und man weiß nicht zu sagen, ob die zur Zeit vor sich gehende Visualisierung der Welt (Fernsehen, Illustrierte, Bildbände, Reklamebilder usw.) eine Folge davon oder eine Ursache dafür ist.

Die Liturgie wird insofern von einer solchen Tendenz betroffen, als sie diese einerseits aufgreifen muß, damit der Mensch in der Liturgie einen Bezug zu dem im Bereich der unabstrakten Visualisierung sich vollziehenden Leben herstellen kann, als sie andererseits aber gleichzeitig mit allem ihr zur Verfügung stehenden Sprachvermögen einer

² Hugo von Hofmannsthal, Prosa II. Frankfurt a. M. 1951, 7.

solchen Verbildlichung entgegenwirken muß, da alles Bildliche vieldeutig ist und deshalb den Zerfall von Einheit und Gemeinschaft fördert, die Kommunikation behindert, das Verständnis für das Allgemeine, Objektive, das jeweils subjektiv Individuelle Übersteigende verbaut und da es, wenn von Machtgruppen mißbraucht, zwar wohl oberflächlich-einheitliche Vorstellungen erzeugen kann, diese sich aber gerade durch ihre infolge der Bildlichkeit notwendigen gedanklichen Unschärfe dem kritischen Vermögen entziehen sollen. Ein solcher schwieriger Sprachzustand belastet jedenfalls den verbal ohnehin schon überforderten Kommunikationsvorgang in der Liturgie zusätzlich.

Wie ist eine solche Situation zu bewältigen? Grundsätzlich wird man der Sprachwucherung nur durch *Sprachaskese* beikommen können und die Verbildlichung der Welt durch vorsichtige Versuche der Abstrahierung zu überwinden trachten und überhaupt die Sprache wieder zu einem Ereignis werden lassen. Das heißt: die Formulierungen werden spärlicher gehandhabt und sorgsamer überlegt werden müssen als das in der bisherigen Sprechroutine der Fall war; die Predigten werden – außer bei Meditationen – kürzer und geraffter konzipiert werden müssen; man kann das Nicht-sagbare nicht durch Nichtssagendes ersetzen, und es ist verhängnisvoll naiv zu meinen, die rechten Wörter stellten sich ohne Umschweif ein, wenn man ihrer bedarf. Sie aufzuspüren und recht vorzubringen erfordert Mühe und Strapaz, und der Priester (für den Liturgiefeyer und Verkündigung ja die Haupttätigkeiten sind, für die er bestellt wurde) wird sich in Zukunft viel bewußter als sprachlicher Arbeiter verstehen müssen. Er kann bei der Erfüllung seines Auftrages nicht mehr auf einen festen Satz stehender Formulierungen zurückgreifen, die sich ihm zur beliebig häufigen Verwendung anbieten. Da sich der Priester auf die Botschaft des Evangeliums mit ihren Konsequenzen eingelassen hat, wird sein persönlicher Glaube und seine religiöse Redlichkeit für sein Sprechen im Gottesdienst wesentlich mehr zum Tragen kommen als bisher. Eine Belebung der Sprache ist also auch an eine Erneuerung der Spiritualität gebunden. Und wenn man sich der Grenzen des religiösen Sprechens inne wird, dann ist immer noch zu überlegen, wie das Schweigen in der Liturgie aktiviert werden kann, denn auch in ihm kann dem unsagbaren Geheimnis Gottes Raum gegeben werden.

Sprache und Sprechen

Hier soll aber nicht vom Schweigen, sondern von der erfüllten und gelungenen Rede gehandelt werden. Eine Sprache, die nicht gesprochen wird, ist tot. Nur wenn Menschen einer Sprache ihre Stimme geben, lebt sie. Denn Sprache ist zuvörderst und vor allem gesprochene Sprache. Das muß betont werden, weil die Vorstellung von *Schriftsprache* unser Denken einseitig belastet³. Das zeigt sich auch in der Linguistik; während es viele Grammatiken über die Strukturen der Schriftsprache gibt, verfügen wir nur über vereinzelte Studien zur Struktur der gesprochenen Sprache. Das sicherlich schwierige Problem der Darstellbarkeit gesprochener Sprache in Schrift ist nicht die ausschließliche Erklärung dieses Mangels.

Insofern nun die gesprochene Sprache von der Stimme des Sprechers lebt, geht in sie auch die ganze menschliche Eigentümlichkeit des Sprechers ein, denn mit der Stimme sind viele, auch physiologische Bereiche verbunden: das Atmen, das Zwerchfell, die das richtige Sprechen tragende Bauch- und Rückenmuskulatur, die richtige, das Hohlkreuz vermeidende Haltung der Wirbelsäule, die Straffung und Aufrichtung der Nackengegend, die Koordination des Blicks, der Gesichtsmuskulatur, der Gestik und schließlich auch der Kehlkopf und die spezifischen Sprechorgane. So betrachtet – und nur so wird er richtig betrachtet – ist der Sprechakt ein höchst komplexes und deshalb schwer beschreibbares Phänomen, wobei der Einfluß des Partners auf das eigene Sprechen in einem Dialog noch gar nicht berücksichtigt ist.

³ Man vergleiche dazu das engagierte Plädoyer für die gesprochene Sprache in der Liturgie von Bernhard Welte, Sprechen in der Kirche, in: GuL 1972, 42–49.

Die Einsicht, daß über das Medium der Stimme mit dem Sprachakt gewaltige Wirkungen ausgeübt werden können, ist uns weitestgehend verlorengegangen. Horst Coblenzer weist darauf hin, daß uns bereits die etymologischen Zusammenhänge zwischen *Stimme* — *stimmen* — *Stimmung* usw. aufhorchen lassen müßten und zeigt, daß in der Antike die bedeutsame Rolle der Stimme und des Sprechens wesentlich klarer erkannt worden ist als von uns. „Die Forderung ‚recte loqui‘ bezog sich nicht allein auf die Grammatik, sondern auf den richtigen Gebrauch von Atmung, Stimme und Artikulation. Ziel war es, gesund und schön zu sprechen, wobei schön keineswegs gespreizt bedeutete, sondern, der Sprechsituation angemessen und glaubwürdig. Diese Ausgewogenheit von Gegenstand und Ausdrucksmittel bezeichnete man als ‚apta pronuntiatio‘. Tägliche Stimmübungen in Form von Sprechen — Lesen — Deklamieren — Singen — Rufen — Lachen und Weinen waren als sogenannte ‚Anaphonesis‘ oder später ‚Vociferatio‘ den Ärzten vertraut zur wirksamen Therapie von Kopfschmerzen, Magen- und Darmbeschwerden, Asthma, also bei Erscheinungen, die heutzutage innerhalb der vegetativen Dystonie angetroffen werden“⁴. Sogar für die Wahl der Amme war damals in gebildeten Kreisen deren Sprechniveau entscheidend, da Kinder über Hören und Nachahmen der Sprache ihrer Umgebung diese erlernen.

Die Tiefenpsychologie kennt die Wirkungen der Stimme und des Sprechens. Einem Kind, das einen Schock erlitten hat, helfen die Eltern am besten dadurch, daß sie ihm vor dem Einschlafen Angenehmes in ruhiger Sprechweise und mit längeren Pausen erzählen; so wird ein Zustand der Entspannung erreicht, der während des Schlafes im Unterbewußtsein weiterwirkt und eine Heilwirkung auf das Kind ausübt. Aus unserer eigenen Erfahrung wissen wir, daß wir manchen Menschen endlos zuhören könnten, und wenn wir auch nachher gar nicht mehr so genau wissen, was sie gesagt haben, haben wir es doch als sehr angenehm in Erinnerung. Selbstverständlich gibt es auch den umgekehrten (und heute häufiger anzutreffenden) Fall: wir werden von Menschen mit einer erregten Stimme miterregt, wir übernehmen im Dialog ihren Tonfall und schließen uns damit in ihre Erregung ein. Es erfordert eine nicht unerhebliche Anstrengung, einer solchen Stimmführung zu widerstehen oder sich aus ihr zu befreien, wenn man sie einmal übernommen hat. Ein eindrucksvolles Beispiel sind die jämmerlich-hoffnungslosen Versuche vor allem von uneinsichtigen Müttern und Lehrern, die mit aufgebrauchten Stimmen ihre Kinder zu Ruhe und Aufmerksamkeit zu bewegen suchen oder durch gekreischte Drohungen ein bestimmtes Verhalten von ihnen erzwingen wollen. Der Erfolg bleibt aus, denn die flachen, im Hals sitzenden Stimmen machen die Kinder entweder auch nervös oder verraten ihnen, daß der Schreier gar nicht über die erforderliche Energie verfügt, seine Drohungen konsequent auszuführen. Im Vergleich dazu erreicht ein kleiner Hund durch ein stimmgerechtes kurzes Knurren, das ungleich weniger aufwendig ist, daß sich dieselben Kinder in einem respektvollen Abstand halten. Der angedeutete Sachverhalt ist auch für die Predigt und das Reden in der Liturgie belangvoll; und wenn in diesem Zusammenhang auch keine Stimm- und Sprechausbildung vorgetragen werden⁵ kann, seien doch einige Hinweise gegeben, die dem Prediger und Sprecher helfen können. Im übrigen kann man sich viele praktische Einsichten in richtiges, ökonomisches und dem eigenen Wesen angemessenes Sprechen selbst erwerben durch Probieren und Üben mit der eigenen Stimme, durch aufmerksames Horchen auf vorbildliche Sprecher (es gibt ausgezeichnete Aufnahmen), durch behut-

⁴ Horst Coblenzer, Sprachkultur und Sprechgesundheit, in: Atem 1971, 5. — Die in verschiedenen, oft schwer zugänglichen Fachzeitschriften publizierten richtungsweisenden Ergebnisse des als Professor am Max-Reinhardt-Seminar Wien tätigen Autors sollen in absehbarer Zeit in Buchform veröffentlicht werden.

⁵ Eine solche bietet Egon Aderhold, Sprecherziehung des Schauspielers. Berlin 1963. — Diese Darstellung ist auch für Sprecher in nichtkünstlerischen Berufen geschrieben, doch sei bemerkt, daß das Erlernen von Sprechen über das bloße Lesen von Geschriebenem und ohne lebendiges Tonvorbild sehr mühsam ist.

sames Nachahmen solcher Sprecher und Kontrollieren der eigenen Rede mit dem Tonband.

Zur Vorbereitung auf einen Sprechakt empfiehlt sich eine Lockerung der Muskulatur durch Kopfkreisen und durch Vibrationsmassage durch Beklopfen der Brust mit der Faust, den Resonanzraum kann man durch Gähnungen weiten (die Stimme verliert dadurch ihre Flachheit und trägt weiter), durch Aufrichten des Nackens bekommt die Stimme einen besseren Sitz, die Kehlkopfmuskulatur wird entlastet, andere, kräftigere Muskelpartien halten die Stimme, und der Sprecher erspart sich den ausgetrockneten Hals, das Würgegefühl und bewahrt sich vor einer allgemeinen Verkrampfung. Auf den Hörer wirkt eine solcherart erreichte Mühelosigkeit des Sprechens angenehm und einnehmend. Man wird vor allem beim Lesen, aber auch beim freien Reden, gerade soviel Text auf einen Atem nehmen, als dieser zu tragen vermag. Ein Durcheinander von Atemrhythmus und Sprechrhythmus erschwert dem Hörer das Textverständnis und macht ihn gereizt. Weiters wird der Sprecher den Blickkontakt zum Publikum bewußt pflegen. Ein kraftloser Blick, der gewissermaßen kaum, nachdem er die Augen verlassen hat, sich wie eine weichgewordene Kerze zu Boden neigt, erreicht den Partner nicht, stellt keine Kommunikation her, und dieses Kommunikationsversagen wirkt in einer Art Rückkopplungsverfahren hemmend auf den Sprecher und seine Stimme zurück. Umgekehrt wächst einem Energie und Klarheit zu, wenn man sich zu einem kräftigen Blick zwingt.

Die Lautstärke ist ebenfalls zu beachten. Sprecher mit starren Sprechgewohnheiten passen ihre Lautstärke häufig nicht den veränderten Bedingungen an, wenn sie in anderen Räumen als den ihnen vertrauten sprechen müssen. Sie reden oft zu leise, öfter noch aber zu laut. Lautstärke und Inhalt müssen ebenfalls aufeinander abgestimmt werden, sonst entsteht beim Hörer der Eindruck, daß durch Lautstärke ersetzt werden soll, was an Inhalt fehlt. Der Hörer argwöhnt hinter der Unangemessenheit eines gewaltigen stimmlichen Aufwandes für eine nichtige Sache einen Betrug. Unsere Sprechgewohnheiten sind geprägt durch die alltägliche, umgangssprachliche Kommunikation, die von einer gewissen Hast gekennzeichnet ist. Der Sprecher im Gottesdienst wird solches überhastetes Sprechen vermeiden, in der Liturgie sich einer sprachlichen Selbstkorrektur unterziehen, um nicht seine Unruhe auf den Hörer zu übertragen, wodurch dieser nicht für die Aufnahme des Gesagten disponiert würde.

Der in der Sprechausbildung immer wieder geforderte Mut zur Pause muß aufgebracht werden. Diese Pausen ermöglichen es dem Hörer, das Gehörte in seine Bewußtseinsstruktur einzubringen und es dort zu verstauen. Die Maschinengewehr-Sprecher verhalten sich wie Menschen, die einem sehr viel zu essen vorsetzen, aber keine Zeit zum Essen lassen. Die deutliche Artikulation schließlich (womit kein gespreiztes, gekünsteltes Konsonantenspucken gemeint ist) ist für die Verständlichkeit des Sprechens unerlässlich, doch sollte man auf sie nicht das größte Gewicht legen, weil der Sprechakt sonst auf die Tätigkeit des Kehlkopfes und des Mundes eingeengt wird, wodurch sich der Sprechakt erst recht wieder verkrampft.

Beim Einsatz von *technischen Mitteln* (Mikrophon, Verstärkeranlagen) ist die Stimme auf die technischen Erfordernisse einzustellen, die Lautstärke ist zu dosieren, die richtige Entfernung zum Mikrophon ist zu beachten usw. Der Einsatz technischer Mittel, als Hilfe für den Hörer gedacht, dient sehr oft zu dessen Verärgerung, weil viele Anlagen nicht akustikgerecht angebracht sind und nur wenige Sprecher eine sachgerechte Beziehung zu ihnen haben. Auf ungeübte Sprecher wirkt die Nähe des Mikrophons irritierend, es beschränkt sie in ihrer inneren Freiheit und äußeren Beweglichkeit. Es ist überhaupt fraglich, ob die vielen Verstärkeranlagen in den Kirchenräumen notwendig sind. Man bedenke, daß in gotischen und barocken Kirchen jahrhundertlang ohne diese Hilfsmittel gepredigt wurde. Wenn heute der Sprechverfall die Ursache für

die Einführung solcher Anlagen sein sollte, dann wäre es sinnvoller, den Sprechverfall zu bekämpfen, statt die Flucht in die Technik anzutreten. Im Hörer, der den ganzen Tag von technischen Mitteln übertragene Stimmen hört (Radio, Telefon, Fernsehen, Sprechanlagen, Lautsprecher usw.) erweckt eine direkte, menschliche, in gesunder Sprechweise vorgetragene Rede viel größere Sympathien, weil sie eine unmittelbare Partnernähe spürbar werden läßt. Man stelle sich vor, in einem Theaterstück würden die Schauspieler durch Mikrophone sprechen und die Zuschauer über Lautsprecher hören! Die Faszination der Unmittelbarkeit des Theaters (sein so ziemlich einziger Vorteil vor dem Film) wäre verschwunden. Damit ist nun nicht gesagt, daß der Kirchenraum eine Bühne ist, wohl aber, daß er nicht zu einem Experimentierfeld für technische Medien mit ihrer immer komplizierter werdenden Regie und immer geringer werdenden Unmittelbarkeit reduziert werden darf.

Die Predigt⁶

Der wesentliche Unterschied zwischen der Situation des Predigers in ntl Zeit und in unserer wird vielfach darin gesehen, daß ersterer es insofern leichter hatte, als er sich mit einer neuen, unerhörten Botschaft an die Hörer wenden konnte, während der Prediger in unserer Zeit und unserem Raum sich immer wieder auf bereits Bekanntes, oftmals Gehörtes, von Schule und Elternhaus bereits Vermitteltes beziehen muß. Eine solche Vorstellung trägt allerdings. Ganz abgesehen davon, daß auch die Vermittlung von völlig Neuem ihre Schwierigkeiten hat – Paulus hat das in Athen deutlich genug erfahren – haben sich die gesellschaftlichen und bildungsmäßigen Verhältnisse in der Kirche heute so geändert, daß man ein allgemeines, gediegenes heilsgeschichtliches Vorwissen bei den Predigthörern immer weniger voraussetzen darf. Wo aber einer gläubigen und gebildeten Gemeinde gepredigt werden darf, ist zu bedenken, daß selbst sehr wohl Vertrautes durch Versenkung, Verinnerlichung, Vertiefung in immer neuem Licht erscheinen kann; der Satz aus der Einleitung zum Exerzitienbüchlein des Ignatius von Loyola kann dafür als Motto gelten: „Nicht das Vielwissen sättigt die Seele und schafft ihr Genügen, sondern das Verkosten der Dinge von innen.“ Soviel kurz zur inhaltlichen Problematik der Predigt.

Es besteht allerdings eine auch für unser Thema bedeutsame Schwierigkeit: der fixe Platz der Predigt wenigstens im Sonntagsgottesdienst einer Pfarrgemeinde. Es muß gepredigt werden. Unter einem solchen Muß stehen aber nicht allein die Pfarrer, sondern auch die Politiker, die Journalisten, die akademischen Lehrer. Auch sie sind in ein starres oder langfristig geplantes Programm mit fixer Terminstruktur eingeplant und *müssen* reden oder schreiben. Wird einem einerseits durch ein solches Muß oft etwas abverlangt, das man freiwillig gar nicht fertiggebracht hätte und das doch gediegen ist, so kann dieses Muß andererseits auch weitreichende negative Folgen haben, wenn dabei der Mitteilungswille oder die Mitteilungsfähigkeit er stirbt – was durch Nachlässigkeit oder Überforderung leicht eintreten kann. Die Rede ist dann nicht mehr

⁶ Obwohl die Frage nach dem Inhalt der Predigt eine theologische ist, über die hier nichts Verbindliches gesagt werden kann, ist in diesen Ausführungen doch impliziert, daß sie sich im Normalfall mit biblischen Texten befaßt. Dabei muß der Prediger „das normative Christuszeugnis der ersten Generation so auf die Situation der gegenwärtigen Gemeinde hin zur Sprache bringen, daß ein Kommunikationsprozeß zustande kommt, in dessen Verlauf die Hörer die Botschaft dieser Texte als sie betreffend verstehen und sich aneignen. Er hat also die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, der durch Interpretation und Aktualisierung eine Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart schlägt.“ Jürgen Roloff, Kommunikation und Rezeption als Probleme eines frühchristlichen Lehrers, in: Jürgen Roloff (Hg.), Die Predigt als Kommunikation. Stuttgart 1972, 75. — Roloff beschreibt im übrigen am Hebräerbrief, wie sich dieses Problem der Vermittlung der Botschaft der ersten Generation für die zweite Generation stellte.

Ereignis, sondern leerlaufender Zwang, ihre unüberbietbare Wirkungslosigkeit enthüllt sich nur allzu oft bei Reden von Politikern bei Brücken-, Schul- und Ausstellungseröffnungen, bei Interviews, Diskussionen oder ähnlichen Anlässen. Der Redner bringt dabei nicht nur sich selbst in Mißkredit (was man ihm nicht verwehren kann), er gefährdet bei den Hörern auch ein ernsthaftes Interesse an der Sache, die er repräsentiert oder repräsentieren soll. Es ist wegen der Häufigkeit der nichtssagenden öffentlichen Rede diese bereits als *öffentliches Schweigen* bezeichnet worden⁷.

Auch bei der Predigt und in der Liturgie läßt sich der Eindruck oft nicht abweisen, daß die Heilsbotschaft vom Priester nicht verkündet, sondern beredt und wortreich verschwiegen wird. Solche Fehlformen werden meist als mit der Amts- und Gesellschaftsstruktur als notwendig gegeben und unvermeidbar entschuldigt, was bei Politikern, akademischen Lehrern u. a. angehen mag, für den Verkünder des Evangeliums aber nicht verfährt. An seine vermittelnde und erklärende Fähigkeit ist die Botschaft Jesu auch heute trotz Massenmedien, trotz theologischer Literatur und überwundenem Analphabetentum gebunden. Wenn der als Leiter der Liturgiefeier und Verkünder des Wortes bestellte Pfarrer der Verkündigung des Evangeliums in der Geschäftigkeit eines Allround-Managers (was nichts anderes ist als eine moderne Umschreibung von Hans-Dampf-in-allen-Gassen) nur als einer Nebensache obliegt, sie lustlos wahrnimmt und sich damit tröstet, daß Glaube und Wissen seiner Gemeinde durch Schule, Fernsehen, Erziehung und Bildungswerke ohnehin hinreichend gesichert seien, dann verfehlt er gerade seine eigentliche und ureigene Aufgabe.

Wenn der Informationswille über die Botschaft des Evangeliums im Pflichtengewirr des Pfarrers von vielen und fremden Tätigkeiten überwuchert und erstickt wird, ist (das Bild sei hier gestattet) der Nerv der Liturgie gelähmt. Sie wird routinemäßiges Ritual mit belanglosem sprachlichen Zierat, der Priester redet, ohne eigentlich etwas sagen zu wollen, er weicht vor der sicherlich schweren, zwingenden Verpflichtung des Evangeliums in ein unverbindliches, frommes Plaudern aus, in konfuses und oberflächliches oder gescheit anmutendes Theologisieren oder in hohles Donnern über irgendwelche Zustände, die seine Wut erregen. Es ist (auch von der Sprache her gesehen) für das Gelingen der Liturgie ganz entscheidend wichtig, daß im diffusen und konfusen Aufgabenhorizont des Pfarrers ein klarer und entschiedener Schwerpunkt zugunsten der Vorrangigkeit der Verkündigung der Heilsbotschaft gesetzt wird. Diese Selbstverständlichkeiten über das Vorfeld der Predigt und die spirituelle Disposition des Predigers mußten gesagt werden, weil sie vielerorts keine Selbstverständlichkeiten mehr sind.

Für die Predigt im engeren Sinn unseres Themas ist zu bedenken, daß ihr der Teilnehmer an der Eucharistiefeier schon deshalb ein gewisses Interesse vorzuschießen bereit ist, weil die Predigt in der aus verschiedenen Gründen durchaus sinnvollen sprachlichen und organisatorischen Fixierung der Liturgie (Präfation, Kanon und sonstige feststehende Formeln sind von nur beschränkter Variabilität) der Ort ist, an dem für den neugierigen Hörer das Neue immer wenigstens möglich ist. Wenn der Prediger diese ihm entgegengebrachte Erwartung jeweils besinnt, wird ihm auch der Auftrag zur Predigt weniger mühevoll; ein interessierter Partner belebt einen immer. Damit diese Erwartung nicht schon aus formalen Gründen zerstört wird, tut der Prediger gut daran, das *literarische Genus* seiner Predigt festzulegen. Dieser Begriff, in der neueren Exegese selbstverständlich, hat sich in bezug auf die Predigt noch nicht durchgesetzt, obwohl eine Unklarheit darüber beim Prediger zu einem Redemischmasch führt, welcher den Hörer durch die dauernde Korrektur seiner Erwartungshaltung hinsichtlich der Aussageart der Predigt verwirrt und verärgert. Auch die Predigt ist einem literarischen

⁷ W. Magass, *Das öffentliche Schweigen*. Heidelberg 1967.

oder wenigstens sprachlichen Genus verpflichtet, sie kann der Kategorie der Meditation, Provokation, Information, argumentierenden Diskussion, der Überredung u. a. angehören.

Die meditative Predigt. Statt der früher üblichen schildernd-ausmalenden Nacherzählung von Evangelienpartien, durch welche die betrachtende Teilhabe des Hörers am Text aktiviert wurde, wird man heute – je nach Art der Gottesdienstgemeinde – geänderte Formen versuchen müssen. Man wird den Hörer eher durch behutsames Vortasten an den Text heranzuführen und ihn durch vorsichtige Beschreibung eigener spiritueller Erfahrung mit dem Text zum Nachdenken darüber anregen, damit er den Punkt ertastet, wo der Text ihn trifft. Es ist auch vorstellbar (und für meditative Partien des Johannes-Evangeliums zu empfehlen), daß gar nicht über den Text gesprochen, sondern dieser auf folgende Weise vermittelt wird: der Text wird versweise vorgesprochen, auf jeden Vers folgen einige kommentierende und anregende Sätze, daran schließt sich eine Pause, worauf der Vers nochmals wiederholt wird. Der Vorgang sei an Jo 15, 9 exemplarisch illustriert:

Sprecher: Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe.

Priester: (Kommentiert den Vers in einigen kurzen Sätzen, stellt vom Text angeregte Fragen.) *Pause.*

Sprecher (oder ein zweiter Sprecher/Sprecherin): Wiederholt den Vers.

Nach einer kurzen Pause für den Übergang wiederholt sich der Vorgang für den nächsten Vers. – Die Stimmführung wird ruhig, gleichmäßig und leicht zurückhaltend sein.

Predigt als Provokation. Provozieren ist eine in unseren Tagen beliebte Tätigkeit. Auch in der Predigt wird des öfteren Provokation versucht, und die Provokationspredigt scheint ein Ersatz für die früher geübte Drohpredigt zu sein. Dagegen ist nichts einzuwenden, sofern der Prediger im Interesse der Wirksamkeit seiner Predigt überdenkt, *wen* er provozieren will. Unter dem wenig reflektierten Vorwand, daß auch Jesus provoziert habe, richtet ein Priester seine Rede oft an eine Gemeinde von Erschöpften, Mutlosen, Ängstlichen, im Leben zu kurz Gekommenen. Eine solche Gemeinde wird von der Provokation nicht getroffen; was sie braucht, ist Aufmunterung und Stärkung und was bei ihr zurückbleibt, ist höchstens der Eindruck, der Prediger sei mit sich selbst zerworfen, reagiere an der Gemeinde seinen inneren Groll ab und habe weder Blick noch Ohr für die bestehende Not.

Sinnvoll provozieren kann man nur den Starken, Mächtigen, indem man ihn in seinem Machtmißbrauch angreift. Dabei muß der Provokateur allerdings erwarten, daß jener seine Macht auch gegen ihn gebraucht, und unter dieser Bedingung wäre eine provokative Predigt ein Akt ungeheuren Mutes. Mut ist aber eine Tugend, und Tugenden sind selten.

Predigt als Information. Es wurde bereits erwähnt, daß zu erwarten ist, daß die gediegene Vermittlung von Glaubensinhalten und religiösem Wissen außerhalb der Liturgie und der Predigt (also im sogenannten säkularen Raum von Schule, Massenmedien und Bildungsinstituten) eher abnimmt als zunimmt. Das ist eine Beobachtung, die jeder ohne Schwierigkeit und mit einiger Aufmerksamkeit selbst machen kann; die Gründe dafür sind hier nicht zu diskutieren. Es kommt jedenfalls der Information in der gottesdienstlichen Predigt immer mehr Bedeutung zu. Das bedeutet für den Prediger, daß er selber entsprechend solide informiert sein muß und daß er die sprachliche Eigenart der informativen Darstellung beachtet. Bei einer sachlichen Darstellung wird er in der Wahl der Adjektive und Superlative besonders vorsichtig sein. Die (leider viel zu häufig verwendete) rhetorische Frage (*Und Gott – hat er nicht seinen Sohn*

hingegen, um uns zu retten?) ist gänzlich zu vermeiden, da sie suggeriert, statt informiert. Die müden und halbherzigen konjunktivischen Postulate *wir müßten eigentlich, man sollte eigentlich* u. ä. gehören ebensowenig in dieses Genus, wie gehäufte Vorsichtsbeteuerungen mit *vielleicht doch, es wäre doch eventuell* u. ä. Bilder und Vergleiche, wie sie mit *gleichsam* und *gewissermaßen* eingeleitet werden, wird man sparsam verwenden, denn mit alledem bleibt der Redner an der Schwelle der Präzision. Grundsätzlich gilt: bei der Information wird informiert, nicht diskutiert, attackiert (geheim oder offen), in Frage gestellt, queruliert, gejammt oder sonst etwas. Diese sachliche und ruhige Form der Darstellung nimmt den Hörer heute in zunehmendem Maße für sich ein, da sie durch Form und Ton am ehesten der Redlichkeit dient, weil in ihr der Betrug am schwersten zu verdecken ist und weil man in ihr eine Befreiung von der heute so intensiven Emotionalisierung erfährt.

Auf die *Predigt als Überredung* und die Sprache der Überredung wird hier nicht eingegangen. Die Überredungskunst ist zusehr von den Bereichen der Werbung und Reklame mißbraucht (Vertreter größerer Organisationen werden systematisch in der Technik der Überredung in eigenen Kursen geschult), als daß sie gegenwärtig wenigstens als seriöse Predigtform in Frage käme. Was über die *Predigt als argumentative Diskussion* zu sagen ist, ist im folgenden näher ausgeführt.

Monologisches und dialogisches Predigen.

Die Forderung nach Dialog-Predigten wird immer wieder erhoben, obwohl bis jetzt niemand beschreiben konnte, wie sie praktisch vonstatten gehen sollten. Worin hat dieses sonderbare Verlangen seine Ursache? Offensichtlich ist durch den entstandenen gesellschaftlichen und bildungsmäßigen Pluralismus das lange Zeit hindurch zwischen Prediger und hörender Gemeinde hinsichtlich der gemeinsamen geistigen Grundlagen bestehende fraglose Einverständnis aufgehoben worden, der Prediger wird nicht mehr als relevanter Informant gesehen, und seine Predigt wird vom Hörer als Monolog empfunden, mit dem sich der Prediger akustisch umgibt, ohne die Schallmauer zum Hörer zu durchbrechen. Diese Kommunikationsstörung wird nur dadurch zu beheben sein, daß der Prediger sich eingehend des Erfahrungs- und Erlebnishorizontes seiner Gemeinde vergewissert, was ausschließlich außerhalb der Liturgie durch Hausbesuche u. dgl. geschehen muß.

Karl Rahner postuliert eine solche Versenkung in die Lebensformen der Mitmenschen als Voraussetzung dafür, daß die vom Prediger verkündigte frohe Botschaft des Evangeliums die Mitmenschen erreicht. „... stellt euch einmal mit ein wenig existentieller Phantasie vor, ihr wäret keine Kirchenbeamten, ihr würdet auf der Straße spazieren gehen mit einem Brotverdienst wie ein Straßenkehrer oder wie (wenn das besser gefällt) ein Wissenschaftler in einem Labor für Plasmaphysik, wo den ganzen Tag nie ein Wort von Gott fällt und doch stolze Erfolge erzielt werden. Stellt euch vor, euer Kopf sei müde vom Straßenkehren oder von der Molekularphysik und ihrer Mathematik. Stellt euch vor, diese Situation dauere schon so ungefähr ein Leben lang und geschähe nicht aus eurer missionarischen Herablassung heraus. Und jetzt versucht, diesen Menschen dieser Umgebung die Botschaft des Christentums zu sagen, die Botschaft Jesu vom ewigen Leben zu predigen“⁸.

Diese dem Prediger abverlangte *existentielle Phantasie* muß allerdings von einer lebendigen Begegnung mit den Menschen begleitet werden, sonst entsteht im Prediger unter Umständen ein Menschenbild, das wiederum ein unbrauchbares, weil willkürlich gewonnenes und eigenen Wünschen entgegenkommendes Phantasma bleibt. Die Überwindung der eigenen denkerischen und vorstellungsmäßigen Isolation und der

⁸ Karl Rahner, *Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance*. Freiburg i. Br. 1972, 88.

Durchbruch der Barriere zur Kommunikation erfordert zudem etwas, das man am ehesten mit *oppositionellem Denken* umschreiben kann. Wir bewegen uns immer in unseren Lieblingsgedanken und -vorstellungen und durchbrechen dieses Gehege nie; es wird höchstens von außen und ohne unser Zutun und zu unserer Bestürzung eingegrissen. Damit erhalten wir uns aber ein recht konstantes Weltbild, das wir dadurch, daß wir nur den Informationsquellen Vertrauen schenken, die unsere Vorstellungen verstärken, weiter verfestigen. Hofstätter weist in seiner ausführlichen Darstellung dieses Sachverhalts daraufhin, daß Darwin dem Wissenschaftler den Rat gegeben hat, Befunde, die der eigenen Auffassung widersprechen, sofort sorgfältig aufzuschreiben, da man sie sonst schnell wieder vergißt⁹.

Davon ist natürlich auch der Prediger betroffen. Für seine Predigt muß er daher die Fragen, Bedenken, Einwände, Sorgen, Ängste und möglichen geistigen Verhärtungen seiner Hörer mitdenken und mitfühlen und versuchen, auch gegen seine eigenen Überzeugungen zu argumentieren, gegen sich selbst zu denken, gegen sich selbst – um ein Bild zu gebrauchen – Schach zu spielen und auch auf diese Weise allen alles werden, um einige zu retten (vgl. 1 Kor 9, 22).

Solches einsame Dialogisieren ist eine Form der Meditation; es ist nicht leicht und muß mühsam geübt werden, da es uns im normalen Alltagsverlauf nicht abverlangt wird. In unseren Alltagsgesprächen brauchen wir nie länger zusammenhängend und unter Sachzwang zu einer Sache zu sprechen und dabei neben unserem Standpunkt auch die Standpunkte anderer einzubeziehen; selbst bei Sitzungen und Konferenzen beschränken wir uns, wenn wir uns überhaupt äußern, auf einige Sätze fragender oder einwendender Art und wälzen die längere monologische Redeform des Referates auf dafür bezahlte Referenten ab.

Wenn dem Prediger die Übersteigung seines eigenen Horizontes im inneren Gespräch gelingt, hat er in der Predigt bereits die Forderung nach der Dialog-Predigt erfüllt, auch wenn seine Rede formal ein Monolog bleibt. Der Hörer wird sich in der Predigt als einbezogen erfahren, die Kommunikation ist hergestellt. Man sollte eine solche Forderung an den Prediger nicht als Überforderung abtun, sondern darin einfach eine Erfüllung des Gebotes der Liebe zum Nächsten sehen, der ein Anrecht darauf hat, daß man sich ihm deutlich macht, wenn man zu ihm spricht.

Wie kann die Dialogisierung der Predigt praktisch gefördert werden? Der Redner kann auch in einem Vortrags- oder Predigtmonolog den Charakter des Dialogs durchsichtig werden lassen, wenn er im Verlauf seiner Rede immer wieder Fragen an sich selbst richtet, wie sie sich im natürlichen Gespräch ergeben würden (*Was heißt das eigentlich? Wie ist das zu verstehen? Was meinen Sie damit? Warum kommen Sie darauf? usw.*). Er sucht sich abwechselnd immer einen anderen Hörer aus den Reihen der Gottesdienstgemeinde heraus (nicht nur aus den ersten, auch aus den hinteren Bänken), zu dem er Blickkontakt herstellt und zu dem er im jeweiligen Augenblick so spricht, als ob er nur zu ihm spräche. Die Erfahrung eines Predigers und akademischen Lehrers sei hier nicht vorenthalten. „Mir geht es oft so, daß beim Vortragen – übrigens auch beim Predigen – ein bestimmtes Gesicht sich heraushebt und meinen Blick auf sich zieht... Dann kommt es mir zuweilen vor, als spräche ich vornehmlich zu diesem Hörer. Und in der Reflexion, die das Sprechen begleitet, entspinnt sich gelegentlich geradezu ein kleiner Disput mit ihm. Nicht selten geht mir dieser Eindruck noch nach, wenn ich am Schreibtisch die nächste Vorlesung vorbereite, und wirkt dann, natürlich nicht meßbar, auf die Gedanken und ihre Formulierungen ein“¹⁰. Es ist allerdings dem Prediger zu empfehlen, den eigenen Blick nicht von jemandem anziehen zu lassen, sondern ihn selber an verschiedene Personen zu versenden.

⁹ Peter R. Hofstätter, *Dynamik und Kommunikation*. Hamburg 1966, 88.

¹⁰ Gerhard Ebeling, *Einführung in theologische Sprachlehre*. Tübingen 1971, IX.

Wenn weiters der Prediger den Eindruck hat, das Predigt-pult schirme ihn von der Gemeinde ab, soll er es verlassen, um einen unmittelbaren Kontakt zur Gemeinde herzustellen. Die Meinung, daß man ein Pult braucht, weil schriftliche Unterlagen (Zettel) bei Predigten und Reden verschämt verborgen gehalten werden müßten, darf als überwundene Dummheit gelten. Wenn der Prediger schließlich unsicher oder unruhig wird oder wenn die Gemeinde unruhig wird, wird er mit der Stimme leiser werden, statt sie noch mehr anzustrengen, und damit er sich nicht ungewollt emotionell steigert, wird er Pausen einlegen, denn ein Kommunikationsvorgang ist dann besonders schwer, wenn bei einem Partner starke Emotionen vorherrschen, die der andere nicht teilen will.

Damit der Hörer von der Predigt nicht nur erreicht wird, sondern das Vermittelte auch behält, ist es erforderlich, immer nur *eines* sagen zu wollen. Die Maxime, daß, wer vieles bringt, jedem etwas bringe, ist sehr fragwürdig. Eine kleine Rechnung illustriert das Gemeinte: Eine Predigt von zehn Minuten umfaßt (bei einer durchschnittlichen Anzahl von hundert gesprochenen Wörtern pro Minute) tausend Wörter; das entspricht drei bis vier Maschinschreibseiten. Man stelle sich nun vor, ein Brief von ähnlicher Länge mit vielfältigem, nicht durch Sachzwang gebundenen Inhalt wird vorgelesen, und man müsse dann wiedergeben, was man sich gemerkt hat. Obwohl bei einer solchen Aufgabe der Wunsch, eine entsprechend hohe Leistung zu erbringen, die Aufmerksamkeit steigert, haben in diesem Zusammenhang mit Erwachsenen angestellte Versuche immer wieder überraschend niedrige Rezeptionsfähigkeit der Hörer zutage gebracht, wenn es sich nicht um Erzähltexte mit Handlungsabläufen, sondern um Sachtexte gehandelt hat. Aus solchen lernpsychologischen Gründen soll deshalb der Inhalt der Predigt in einem Satz oder in zwei Sätzen zusammenfaßbar sein, und der Prediger muß für sich selbst solche Kernsätze bei seinen vorbereitenden Überlegungen herstellen, bevor er mit der Predigt vor die Gemeinde tritt. Diese auferlegte Beschränkung erweist sich am Ende als wirkungsvolle Dynamik.

Die Lernpsychologie kennt schließlich auch den Informationszerfall, der zugleich mit der Informationsvermittlung eintritt, wenn man ihn nicht wenigstens teilweise durch verschiedene Techniken aufhält. Eine davon ist die Wiederholung. In der Gottesdienstfeier könnten z. B. Kernsätze der Predigt an entsprechenden Stellen (Präfation, Kanon, Schlußgebet u. ä.) kurz eingeflochten und verfestigt werden. Der damit verbundene Überraschungseffekt wirkt sich ebenfalls günstig auf die Einprägung aus. Abschließend sei bemerkt, daß die besten Hilfen für das Predigen das aufmerksame Anhören anderer Prediger, das Abhören von Tonbandaufzeichnungen eigener Predigten und das redliche, kritische Gespräch darüber mit vertrauten Menschen sind.

Das Umfeld der Predigt. Damit Rede ein wirksames Ereignis wird, muß man auch die sie umgebenden Elemente bedenken. Predigt ist üblicherweise angesiedelt zwischen Lesungen, Evangelium, Credo, Fürbitten, und mancherorts werden auch noch verschiedene Ankündigungen die Pfarre betreffend dazwischen untergebracht – was zusammen ein ziemlich unhomogenes Feld ergibt. Es ist deshalb zu überlegen, ob der Schrifttext, zu dem gepredigt wird, auch wenn er *nicht* den Evangelien entnommen ist, nicht unmittelbar vor der Predigt gelesen und das Evangelium an seine Stelle gesetzt werden soll. Es ist weiter zu überlegen, ob nicht eine ohnehin meist etwas gezwungene Anrede (mit *liebe Brüder und Schwestern* oder *Gläubige*) überhaupt weggelassen werden kann, damit ein fließender Übergang und ungebrochener Zusammenhang zwischen Schrifttext und seiner Vermittlung hergestellt wird. Es ist auch ohne weiteres vorstellbar, daß bei drei Lesungen statt *einer* Predigt nach jeder Lesung eine kurze Entfaltung des Textes in der vorgeschlagenen Form angeschlossen wird.

Für den Hörer ist es schließlich ein abrupter Sprung, wenn er ohne alle Disposition vielleicht sogar nach einem unvermuteten Ende der Predigt aus dem Hören herausgerissen wird, plötzlich aufstehen, selber sprechen und das Credo mitbeten soll – die

zögernden Einsätze sind dabei typisch. Eine Pause zum Bedenken des Schrifttextes und der Predigt ist nach ihr angebracht. Ankündigungen, Mitteilungen und Hinweise auf das Pfarrgeschehen, Aufrufe zu Spenden u. dgl. haben ihren Platz besser und wirkungsvoller am Ende des Gottesdienstes und sollen den eben behandelten Bereich nicht stören. Da der Leiter der Eucharistiefeier sich in einer ganz anderen Position in diesem Geschehen befindet, hat er meist keinen Eindruck von der Position, in welcher sich der Hörer befindet; um sich in dessen Lage zu versetzen, ist für den Priester nützlich, Gottesdienste zu besuchen, bei denen er nicht die übliche Funktion hat, sondern Teilnehmer wie jeder andere ist.

Jedenfalls gilt: nur wenn man sich um eine gewissenhafte Gestaltung des Wortgottesdienstes bemüht, wird dieser von einem bloßen akustischen Geschehen zu einem Dienst am Wort Gottes, durch welchen den Hörern die Botschaft vom Heil vermittelt wird.

Vorlesen

Sprechen und Lesen sind für uns so alltägliche Gewohnheiten, daß wir sie kaum reflektieren; das laute Vorlesen hingegen, die Kombination von Lesen und Sprechen, wird von uns überhaupt nicht mehr praktiziert; wir haben es berufsmäßigen Sprechern in Rundfunk und Fernsehen überlassen. Die Liturgiefeier erfordert aber Vorleser, und es wird gut sein, dieser Funktion wieder mehr Beachtung zu schenken, wenn man bedenkt, wie verschiedenen Angaben von Bildungsbehörden zufolge¹¹ die Zahl der Legastheniker in Österreich erheblich zunimmt und daß schlechte Lesefertigkeit und Texterfassung bei Schülern alarmierende Ausmaße annehmen.

Worauf ist beim Vorlesen zu achten, damit ein Text vermittelt und nicht zerstört wird? Vor allem muß der Vorleser eine innere Beziehung zum Text hergestellt haben; man kann zwar – und beim Lesen im *tonus rectus* wurde das auch praktiziert – beim Lesen gewissermaßen nur seine Sprechorgane einschalten und sich selbst dabei aus dem Spiel halten, gleicht aber dann einer Maschine, auf der ein Text heruntergespielt wird; dadurch wird aber keine Kommunikation zum hörenden Partner hergestellt. Diese Teilhabe am Text, verbunden mit einer Informationsintention des Vorlesers, erfordert eine geistige Bewältigung des Vorzulesenden, was sehr jungen Menschen wohl schwerfallen dürfte und weswegen der Einsatz allzu junger Vorleser fragwürdig ist.

Zur Vermittlung eines Vorlesetextes gehört weiters, daß der Text dadurch eine gewisse Plastizität und somit leichtere Rezipierbarkeit durch den Hörer erhält, daß er vom Sprecher in akustisch gegliederte Sinnabschnitte zerlegt wird, daß durch Variation von Sprechtempo, Lautstärke, Härte und Weichheit des Tones das eine mehr herausgehoben, dem Hörer nähergerückt, das andere dafür eher in den Hintergrund und in die Unwichtigkeit verwiesen wird. Durch Pausen und Spannbögen werden zusammengehörende Teile als zusammengehörend, andere als davon getrennt dargestellt. Damit aber wird ein Text bereits interpretiert! An einem kleinen Beispiel kann man sehen, wie die Betonung das Textverständnis beeinflusst; es ist nicht gleich, ob man bei Jo 14, 6 *Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben* das *Ich* betont oder die Substantive. Ein anderes Beispiel ist die Hilflosigkeit, mit welcher viele Sprecher das einleitende Wort *Gott* bei Gebetsanfängen behandeln. Es ist zugegebenermaßen schwer, ein einsilbiges Wort, das am Redeanfang steht und von einer Pause gefolgt wird, eindrucksvoll zu gestalten, aber es deshalb trotz seines Schwergewichts in eine Schwachtonposition zu bringen ist auch keine Lösung; man kann sich immerhin damit helfen, durch geringfügige Umstellungen der Wörter einen leichter sprechbaren Text herzustellen.

¹¹ Zuletzt in: *Informationsdienst für Bildungspolitik und Forschung*, Wien, *Wochenspiegel* vom 12. 5. 1972, 4.

Bei Schriftlesungen ist die lernpsychologische Erkenntnis zu berücksichtigen, daß ein vorangestellter, kurzer prägnanter, auf den Inhalt des Folgenden verweisender Satz die Rezeption des Textes erleichtert. Solche Sätze dürfen allerdings nicht in Hast zusammengebastelt werden, sonst sind sie entweder irreführend oder wirkungslos.

Die Gestik (vor allem die als Begleitung verschiedener Texte vorgeschriebene Gestik etwa beim Kanon) muß mit dem Text koordiniert werden; Gestik und Text müssen einander verstärkend ergänzen. Wenn der Blick auf einem Text haftet, die Stimme redet, die Hände eine Tätigkeit ausführen und dabei kein innerer Zusammenhang in der sprechenden und agierenden Person besteht, kann keinerlei Wirkung davon ausgehen. Man wird also Texte, die von Gesten begleitet werden müssen, auswendig lernen und sich die Richtung des Blicks dabei überlegen.

Schließlich sind noch die Texte zu erwähnen, die immer wieder vorgelesen werden müssen. Was dabei einmal, als sie neu waren, als lebendiger bewegter Rhythmus aufklang, wird alsbald leblose, schlaffe Routine. Die unverändert bleibenden Intonationskurven werden eingeschliffen und starr, der Sprechakt verliert die Spannung, die für die Bindung der Aufmerksamkeit des Hörers unerlässlich ist (ein *spannender* Erzähler *fesselt* seine Hörer). Man kann eine solche Entwicklung verhindern, indem man zunächst dort, wo Textalternativen möglich sind, diese benutzt. Es ist z. B. nicht einzusehen, warum immer der kürzeste Kanon verwendet werden soll. Wenn schon Zeit eingespart werden muß, würde das oft besser bei der Predigt geschehen. Man kann weiters durch verschiedene Intonationsversuche am selben Text diesem allerlei erstaunliche Vielfalt entlocken; leichte Umstellungen im Text, kurze Erweiterungen (etwa durch eine an passender Stelle eingebaute Stelle aus dem verlesenen Schrifttext), Paraphrasen, Pausen, die dem Hörer das Nachdenken ermöglichen – alle diese Möglichkeiten sind erst einmal auszuschöpfen, bevor man vor einem Text resigniert und sich in die gleichgültige Routine vergrämt zurückzieht. Sicherlich erfordert dies einige Mühe (warum aber soll gerade die Liturgie keine Mühe machen?), doch die dadurch bewirkte Belebung der Liturgie belebt auch die Gemeinde und den Pfarrer.

Sonstige Sprechformen in der Liturgie

Die Fürbitte. Sie ist eine Bitte und setzt als solche eine Not voraus. Sie wird von dem betroffenen Menschen oder der betroffenen Gruppe selbst oder durch andere eingebracht und damit öffentlich gemacht, so daß die Umgebung wenigstens durch die darüber erhaltene Information an der Not beteiligt und gleichzeitig zur Hilfeleistung gedrängt wird. Die gegenwärtige Praxis der Fürbitten in der Liturgie entspricht diesem Sachverhalt nicht. Sie werden häufig einem Buch entnommen, wo so allgemeine Formulierungen festgelegt sind, daß sie auf jeden Tag passen können, und es besteht daher nicht der nötige Spontanbezug zwischen einer Not und ihrer Verbalisierung. Es wäre zur Überwindung dieser Fehlform allerdings denkbar, daß von Gemeindemitgliedern seelische, wirtschaftliche, soziale usw. Nöte bestimmter und dem Fürbitter bekannter Menschen beschrieben werden (allerdings ohne Nennung von Namen). Dabei könnte es dann geschehen, daß in manchen Fällen (sicherlich nicht in allen!) ein Gottesdienstteilnehmer, der davon hört, Wege und Mittel zur Behebung einer solchen Notsituation kennt und sich darüber mit dem Fürbittenden ins Einvernehmen setzt. Die Aufgabe des Pfarrers wäre es, seiner Gemeinde zu solchem Sich-Äußern Mut zu machen und gleichzeitig zu verhindern, daß der Pfarrtratsch auf diesem Weg in die Liturgie Eingang findet.

Feststehende Formulierungen, Anweisungen usw. Floskeln sind als sprachliche Signale für alle Kommunikationsvorgänge erforderlich, z. B. bei Herstellung und Auflösung von Gesprächen, Steuerung von Diskussionen, beim Telefonieren, beim Ein- und Verkaufen usw. Sie sind auch für den ordentlichen Ablauf der Liturgie unerlässlich, nur

ist dabei zu beachten, daß etwa Begrüßungs- und Entlassungsformeln zu Beginn und Ende der Liturgiefeier nicht mit mehr persönlichem Überschwang belastet werden als solchen Formeln überhaupt zusteht. Wichtig ist weiter, daß Anweisungen klar formuliert werden. Wenn der Priester einlädt: *Wir beten das Glaubensbekenntnis*, muß er auch sagen, *welches* Credo gebetet werden soll. Wenn zum *Beten* des Vater-Unser aufgefordert wird, und es soll *gesungen* werden, ist dies irreführend. Besondere Beachtung verdienen die theologischen Floskeln, da sie nicht nur praktische, zweckgebundene Bedeutung haben, sondern auf die heilsgeschichtliche Dimension verweisen. Die Intonation ist schwierig; man soll sie immer wieder überprüfen und die starre Fixierung zu durchbrechen suchen. Bei *der Herr sei mit euch* kann man auch das *Herr* betonen und muß nicht immer die Schwere am Ende haben. Ähnliches muß man auch bei den Wandlungsworten, den Schlußformeln von Gebeten usw. versuchen.

Bisher ist immer nur vom Sprechen des Predigers und Priesters gehandelt worden. In der Gottesdienstfeier, so wird nachdrücklich im Zuge der gegenwärtigen Demokratisierung aller kirchlichen Bereiche verlangt, muß auch die Gemeinde sprachlich aktiviert werden. Dafür sind aber bisher wenigstens soweit es den sonntäglichen Pfarrgottesdienst betrifft, keine wirklich brauchbaren Formen entwickelt worden, und das dürfte auch in der nächsten Zukunft nicht geschehen. So wird, abgesehen vom Lektorendienst und vom Fürbitten-Sprechen, der Gemeinde nur der Gesang und das Chorsprechen bleiben. Das möge aber nicht als Mangel abgetan werden, vor allem dann nicht, wenn der Gemeindegesang wieder entsprechend aktiviert wird und wenn von der verbindenden Macht des Gruppengesanges als Gruppenerlebnis und von den Wirkungen, welche eine Melodie auf den Menschen ausübt, entsprechender Gebrauch gemacht wird. Dafür sind die Melodien von Liedern und Gesängen gut einzulernen und häufig zu verwenden, damit sie automatisiert und damit beschwingter gesungen werden können. Von Liedern sollten hintereinander jeweils mehrere Strophen gesungen werden, damit der Sänger sich in die Melodie einschwingen kann.

Vereinzelt Herumsitzen von Gottesdienstteilnehmern ist dadurch zu vermeiden, daß die Teilnehmer veranlaßt werden, die vorderen Reihen zu besetzen, um einen für den Gruppengesang notwendigen Block zu bilden. Man kann auch bereits vor dem Gottesdienst eine Anzahl hinterer Reihen sperren. Es stehen dem Pfarrer solche Maßnahmen nicht nur zu, sie sind sogar seine Pflicht. Denn das Leiteramt umfaßt unserem Dafürhalten nach nicht nur die Überwachung eines einigermaßen geordneten Ablaufes des Gottesdienstes, sondern beinhaltet auch die Dynamisierung der Pfarre, d. h. der Pfarrer muß seine Gemeinde in der Liturgie vor der heute so bedrohlichen Lethargie dadurch befreien, daß er ihr etwas abverlangt — z. B. eben den Aufschwung in den Gesang. Natürlich muß er auch dafür sorgen, daß die Voraussetzungen erfüllt sind: leicht lesbare Texte der Lieder und Gesänge müssen für jeden zur Verfügung stehen, der gemeinsame Einsatz (ohne den kein Gesang zur Wirkung wird) muß erreicht werden, wozu der Pfarrer oder ein von ihm Beauftragter jeweils genau angibt (und wiederholt), welche Strophe welchen Liedes auf welcher Seite gesungen wird. Er wird sogar den ersten Liedvers vorsprechen und während dieser Pause das Suchen ermöglichen, den Organisten wird er schulen müssen, einen deutlich hörbaren Unterschied zwischen Vorspiel und Liedbegleitung zu machen; der Pfarrer selbst wird sich, soweit dies nur irgendwie möglich ist, am Gesang beteiligen und nicht nebenher irgendwelche Verrichtungen tätigen. Unter solchen Voraussetzungen wird es weniger schwer fallen, in jedem Gottesdienst immer wieder aufs neue *die Herzen zu erheben*.